

Helmut Lukesch:

Elitebildung oder Hochbegabtenförderung?

1. Der Begriff der "Elite" und die Verführung durch die Sprache

"Eliten" sind, folgt man der etymologischen Herleitung, nach der dieser Begriff aus dem Lateinischen (lat. *eligere*) und über das Französische (franz. *élire*) in die deutsche Sprache Eingang gefunden hat, die "Ausgewählten" bzw. die "Auserwählten". Bereits die Bibel enthält einen frühen Verweis auf eine Elite, d.h. auf Ausgewählte (Buch der Richter, 7, 1-8).¹ Das Verfahren war nach biblischem Bericht im übrigen äußerst erfolgreich und diese Belegstelle macht auch auf einige mit der ursprünglichen Wortbedeutung von "Elite" verknüpften Fragen aufmerksam: Wer wählt aus? Mit welchen Verfahren wird ausgewählt? Zu welchem Zweck oder welchen Zwecken wird ausgewählt? Und: Wer sind die letztendlich Auserwählten?

Diese mit dem Elitebegriff verknüpften Fragestellungen sind häufig aus dem Blick verloren gegangen. So weist Tröger (1964, S. 13) darauf hin, daß der Begriff der Elite einen Bedeutungswandel durchgemacht hat. Dieser Wandel war konsequenzenreich und er hat ganze Generationen von *Sozialwissenschaftlern* und *Sonntagsrednern* zu mißverständlichen Denkfiguren verführt. Denn durch den Sprachwandel ging die ursprüngliche Betonung des *Wahlaktes* zurück, die vorgebliche Qualität der Ausgewählten schiebt sich in den Vordergrund, und die Eliten werden zu den besonders Hervorragenden, "auch wenn ihre Vorzüge nicht durch eine förmliche Wahl dokumentiert" wurden. Das *Eigenleben der Sprache* bzw. die *Intention der Sprachverwender* führt des weiteren dazu, daß zusätzliche Generalisierungstendenzen zum Tragen kamen: Elite, das sind nicht nur die "Besseren", sondern die "Besten" schlechthin, sie sind dies nicht nur in bezug auf einen bestimmten Bereich, sondern für alle Bereiche, nicht nur für eine bestimmte Gesellschaft, sondern vorgeblich für die ganze Menschheit.²

¹ Gott, der Herr, weist nach dieser Stelle Gideon an, die Kämpfer unter den Israelis für die Schlacht gegen die Midianiter auszuwählen: "Führe sie hinab ans Wasser, dort will ich sie für dich mustern (...) Stelle alle, die das Wasser mit der Zunge auflecken, wie es ein Hund tut, auf einen besonderen Platz. (...) Durch die dreihundert Mann, die das Wasser aufgeleckt haben, will ich euch retten."

² Eine solche Begriffsbildung ist für vielerlei Spekulationen tauglich (etwa derart, ob sich "Elite" von der "Prominenz" unterscheidet [Mühlmann, 1952] oder ob es eine "Seinselite" gäbe, die nicht durch Leistung, sondern durch "den Zauber der Persönlichkeit" kennzeichnet sei [Graf Solms, 1956]), vorstellt aber die Sicht auf die soziale Realität. Sie leistet zudem einer Reifikation des Begriffs Vorschub - die Elite erscheint als eine feststehende Kaste, während es sich doch nur um eine Momentaufnahme eines immer im Fluß sich befindlichen Prozesses der Auswahl und des Wettlaufes um Positionen handelt. Allerdings scheint ein solches numinoses Bild einer Elite auch dem Wissenschaftsrat (1981), ein dem Anspruch nach elitäres Gremium, vorgeschwebt zu haben als dieser in nicht sehr lucider Weise postulierte, "Jedes Gemeinwesen braucht Eliten dieser Art", und in merkwürdig altertümelnder Weise einen Satz zuvor feststellte, "solche Befähigung (herausragende Leistungen zu vollbringen) und Bereitschaft zu Außerordentlichem entspringt einer hohen Summe (!)

2. Von den Werteliten zu den Positionseliten - von der spekulativen zur empirischen Elitelforschung

Ein häufig vorfindbares Verständnis von "Elite(n)" bezieht sich auf "die jeweils Besten einer Gesellschaft, die in ihren persönlichen Eigenschaften und ihrem Lebensstil die höchsten Werte des Gemeinwesens in exemplarischer Weise verkörpern" (Schelsky, 1975, zit. n. Bürklin & Rebensdorf, 1997, S. 16). Dieses für Projektionen eigener Wünsche und Werturteile bestens geeignete Verständnis wird auch mit der Bezeichnung "Wertelite(n)" belegt. Davon abzugrenzen sind sog. "Funktionseliten" (Stammer, 1951). Damit sind Personenkreise gemeint, die Spitzenpositionen in den verschiedenen gesellschaftlichen Funktionsbereichen einnehmen (vgl. Abb. 1). Diese Differenzierung ist eine vermutlich fruchtbare Sichtweise der Problematik, denn damit wird den unkontrollierbaren Konnotationen, die mit dem Wort "Elite" verbunden sind, der Boden entzogen und es wird ein für die empirische Elitelforschung operationalisierbares Verständnis von Eliten geschaffen.

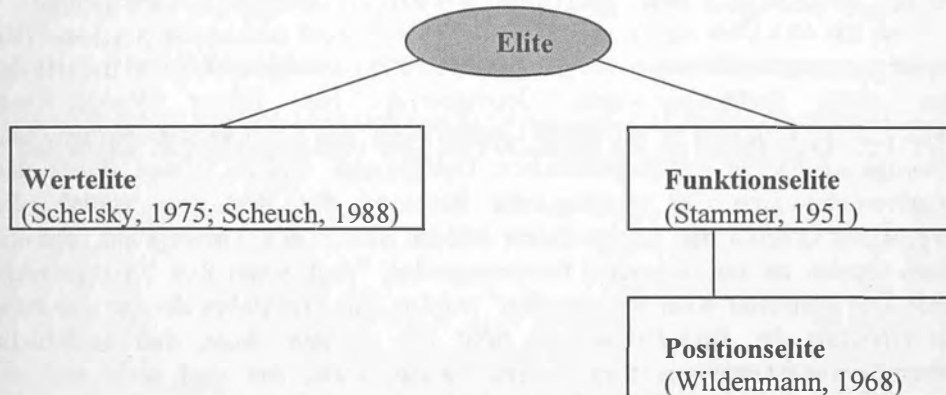


Abbildung 1: Differenzierungen des Elitebegriffs

Den einzelnen Funktionseliten sind demnach die Personen zuzurechnen, die in verschiedenen gesamtgesellschaftlichen Bereichen "maßgeblich und regelmäßig" (Bürklin, 1997, S. 16) mitwirken. Und auch dieses Eliteverständnis ist noch näher eingrenzbar, indem man - unter Außerachtlassung möglicher "grauer Eminenzen", die Macht ausüben, ohne eine legitimierte Amtsstellung zu besitzen - die "Elite durch den Personenkreis definiert, der die Führungspositionen in den wichtigsten Institutionen und Organisationen einer Gesellschaft innehat" (a.a.O.; Sterbling, 1987, S. 263; = *Positionselite*).

Zu entscheiden bleibt noch, welche gesellschaftlichen Funktionsbereiche man unterscheiden will und bis zu welcher Hierarchieebene, beginnend von den Spitzenpositionen, man Personen der Elite zurechnen will. Vorschläge sind in den Mannheimer Elitestudien (Hoffmann-Lange, 1992) oder der Potsdamer Elitestudie

von Begabung, Leistungswillen, moralischem Engagement und Verantwortungsbewußtsein gegenüber allen Mitbürgern."

(Bürklin & Rebensdorf, 1997) enthalten (vgl. Tab. 1), wobei die Bereiche änderbar sind, da Elite hier als historische Kategorie verstanden wird.

Tabelle 1: Funktionsbereiche der Mannheimer (Hoffmann-Lange, 1992) und Potsdamer Elitestudien (Bürklin & Rebensdorf, 1997)

<i>Eliten nach gesellschaftlichen Funktionsbereichen (Sektoren)</i>
Politik (Bundespräsident, Exekutive, Legislative, Fraktionen des Bundestages und der Landtage, Parteien, parteinahe Stiftungen, kommunale und europäische Führungspositionen)
Verwaltung (Staatssekretäre in den Bundesministerien, Abteilungsleiter und Unterabteilungsleiter in den Bundesministerien, Leiter etc. der Bundes- und Landesbehörden, Staatssekretäre in Landesministerien, Regierungspräsidenten, EU-Verwaltung)
Wirtschaft (Spitzen- und Großunternehmen)
Finanzwirtschaft (Banken und Sparkassen, private Versicherungen, öffentlich-rechtliche Sozialversicherungen)
Wirtschaftsverbände (BDA, BDI, DIHT, Gemeinschaftsausschuß der Deutschen Gewerblichen Wirtschaft, Landwirtschaftsverbände, Arbeitsgemeinschaft der Verbraucher)
Gewerkschaften (DGB, DAG)
Berufsverbände (Bundesverband der Freien Berufe, andere Verbände, Deutscher Beamtenbund)
Justiz (Bundesverfassungsgericht, Bundesgerichtshof, Bundesverwaltungsgericht, Bundesfinanzhof, Bundesarbeitsgericht, Bundessozialgericht)
Wissenschaft (Universitätsrektoren, Großforschungseinrichtungen des Bundes, institutionelle Forschungsförderung, Wissenschaftsadministration, Forschungs- und Beratungsinstitute, privatwirtschaftliche Forschung)
Massenmedien (Presseagenturen, Zeitungen, Zeitschriften, öffentlich-rechtliche und private Funk- und Fernsehmedien)
Kultur (öffentlich-rechtliche und private Funk- und Fernsehanstalten, Presse, Literaturzeitschriften, Verlage, Medienunternehmungen/Verlagsgruppen)
Kirchen (katholische und evangelische Bischöfe und entsprechende Spitzengruppen, Vertreter nichtchristlicher Religionen)
Umwelt- und sonstige zentrale Organisationen der neuen sozialen Bewegungen (Bundesverband der Bürgerinitiativen Umweltschutz, BUND, Naturschutzbund Deutschlands, Greenpeace, amnesty international ...)
Militär (Heer, Luftwaffe, Marine, Sanitäts- und Gesundheitswesen, NATO- und Eurokorps)
...

Mittels dieser pragmatischen Herangehensweise wird der Willkür der subjektiven Konnotationen, die mit dem Wort Elite verbunden sind, ein Ende bereitet und es lassen sich auf empirische Weise Fragestellungen untersuchen, die sonst Gegenstand mehr oder minder geistreicher Spekulation und zufälliger Einzelbeobachtungen bleiben. Z. B. die Rekrutierung der Mitglieder der Elite bzw. die damit in Zusammenhang stehende Frage der Offenheit oder Geschlossenheit der Eliten; das

Zusammenwirken und die Kontakte verschiedener Eliten untereinander oder Unterschiede zwischen Elite und Nicht-Elite nach Berufs- und Bildungskarrieren, sozialer Herkunft, Lebensstil, politischer Einstellungen u.a.m. (Hoffmann-Lange, 1992, S. 22).

Zu diesen klassischen Fragestellungen der empirischen Eliteforschung sollen einige für die Bundesrepublik Deutschland geltende Befunde erwähnt werden. Dabei zeigen Vergleiche zwischen Angehörigen von Eliten und der Gesamtbevölkerung bzw. ausgewählten Bevölkerungssegmenten folgende Auffälligkeiten:

(1) Angehörige der Elite sind fast ausschließlich männlich (Mannheimer Elitestudie von 1982: 97,2%); der säkulare Trend macht aber eine Zunahme des Frauenanteils deutlich (Postdamer Elitestudie von 1995: 13%), wobei dieser Anstieg über gehobene Bildung und ein günstiges familiäres Umfeld vermittelt ist (Schnapp, 1997, S. 95).

Das mag vielfältige Gründe haben, nicht zuletzt den, daß der für die Elitediskussion wichtige Sozialwissenschaftler Auguste Comte (1798 - 1857) die Führungsmacht der Elite durch Wissenschaft nicht nur über die inkompetenten Männer einer Gesellschaft ausgedehnt wissen wollte, sondern auch auf die "biologisch minderwertigen Frauen". Auch dafür hatte er (aus heutiger Sicht nur pseudo-) wissenschaftliche Gründe, die er der Phrenologie eines Franz Josef Gall (1758 - 1828) entnahm.³

(2) Nicht überraschend: Von den Elternhäusern sind größere Selbständige und gehobene Angestellte überrepräsentiert; unterrepräsentiert sind hingegen Arbeiterfamilien oder einfache Angestellte. Hoffmann-Lange (1992, S. 123) betont aber, daß trotz der Tendenz zur überproportionalen Rekrutierung aus gehobenen sozialen Milieus nur ein kleiner Teil der Positionseliten aus Oberschichtfamilien im engeren Sinn stammt (z.B. Familien von Selbständigen oder Managern von Betrieben mit mehr als 500 Mitarbeitern).

Nach weitergehenden Analysen (Schnapp, 1997, S. 92) besitzt die soziale Herkunft neben der Bildung einen eigenständigen Effekt auf die Rekrutierungschance in eine Eliteposition, d.h. die Aufstiegschancen sind auch durch "nennenswerte nichtmeritokratische Elemente" gekennzeichnet, allerdings hat diese Komponente im Zeitwandel an Bedeutung verloren. Damit scheint eine eingeschränkte Bestätigung des Zirkulationsmodells der Eliten von Pareto (1848 - 1923) empirisch nachgewiesen zu sein, wonach Zirkulation und Austausch der Elitegruppen eine bestandssichernde Voraussetzung einer Eliteherrschaft sei (Eisermann, 1962, S. 150).

(3) Nach der Konfession ist unter den Inhabern von Elitepositionen ein deutlicher Bias in Richtung auf Protestanten (52%) und konfessionell nicht gebundene Personen (18%) vorhanden, Katholiken sind hingegen deutlich unterrepräsentiert (30%), u. zw.

³ Wie immer, auch hier hat es zur gleichen Zeit radikal andere Sichtweisen gegeben: John Stuart Mill (1806 - 1873), Comtes anfänglicher Freund und Propagator, ließ sich von den Argumenten Galls nicht überzeugen, sondern vertrat ihm gegenüber die Auffassung von der Gleichberechtigung von Männern und Frauen; zugleich führte er die beobachtbaren Verhaltensunterschiede zwischen den Geschlechtern auf Sozialisationseinflüsse zurück.

in allen Funktionssegmenten (Hoffmann-Lange, 1992, S. 134). Als säkulare Tendenz kann ein Rückgang der konfessionellen Zugehörigkeit sowohl für das Lager der Protestanten (45%) wie auch das der Katholiken (27%) konstatiert werden, und dies bei einem deutlichen Zuwachs der nichtkonfessionell gebundenen auf 28% (Schnapp, 1992, S. 108). In bezug auf die Konfessionszugehörigkeit kommt hier ein Ausläufer des von Erlinghagen (1965) aufgewiesenen "katholischen Bildungsdefizits" zum Vorschein. Der Zuwachs an konfessionslosen Mitgliedern der Positionseliten entspricht zum einen dem säkularen Trend, ist in der Bundesrepublik aber andererseits auch vereinigungsbedingt (in den neuen Bundesländern sind ca. 80% konfessionslos; Eiben, 1992).

(4) Nach der Ausbildung überwiegt bei den Inhabern von Spitzenpositionen massiv Abitur und akademische Ausbildung, wobei als Besonderheit im Bereich der Massenmedien die Inhaber von Spitzenpositionen sich häufig (u. zw. 31,7% nach Hoffmann-Lange, 1992, S. 140) durch ein abgebrochenes Hochschulstudium auszeichnen. Zu erwähnen ist auch noch ein gewisser säkularer Rückgang des Juristenanteils (1995: 38%) bei einer Zunahme der Gruppe der Wirtschaftswissenschaftler (17%) (Schnapp, 1992, S. 111). Akademische Bildung ist aber die wesentliche Grundlage der Rekrutierung in eine Spitzenposition.

(5) In Deutschland sind bekanntlich keine exklusiven Privatschulen oder sog. Eliteuniversitäten wie in England oder Frankreich vorhanden. Spitzenpositionen bestimmter Universitäten für die Rekrutierung von Eliten lassen sich mit geringfügigen Ausnahmen (in bezug auf Länder Berlin und Hamburg; in bezug auf Universitäten sind die LMU München, die Universitäten von Köln und Hamburg sowie die FU Berlin zu erwähnen) nicht auszumachen. In der Folge kann man schließen: "Von der Struktur des Hochschulbildungssystems gehen (...) keine, die Integration der Eliten fördernden Wirkungen aus" (Schnapp, 1997, S. 113).

(6) Insgesamt ist eine starke Tendenz zu einer regionalen Bindung erkennbar, d.h. die Spitzenkräfte haben im gleichen Bundesland studiert, wo sie dann auch den beruflichen Aufstieg geschafft haben (a.a.O., S. 112). Dieser Befund kann als Ironie gegenüber der Forderung, jeder Student möge einige Semester im Ausland studieren, angesehen werden. Wieder einmal stellt sich - um auf ein Aperçu Max Schelers anzuspielen - heraus, daß der Wegweiser nicht in die Richtung geht, die er anzeigt.

(7) Interessant ist auch ein Blick auf Karrieremuster (Hoffmann-Lange, 1992, S. 147): In eine Führungsposition gelangt man mit durchschnittlich 47 Jahren, wobei im Schnitt fast 22 Berufsjahre im gleichen Sektor verbracht wurden.⁴ Eine Tätigkeit in mehreren Sektoren ist vor allem für Spitzenpolitiker typisch, aber in manchen Sektoren sind weit mehr als die Hälfte aller Personen nur im gleichen Bereich tätig gewesen (z.B. Wirtschaft 73%, Massenmedien 69%, Wissenschaft und Kultur 55%). Ein "Wechsel der Eliten" im Sinne eines Wechsel der Funktionsbereiche ist für das Erreichen einer Spitzenposition also keineswegs zwingend, vielleicht sogar karrierehinderlich.

⁴ Es wäre zu prüfen, ob in diesem Lebensalter auch tatsächlich noch überragende Leistungen erbracht werden oder diese nur als verklärte vergangene Taten bestehen.

(8) Der politische Organisationsgrad der Inhaber von Spitzenpositionen in Parteien ist außergewöhnlich hoch: 43% der *nicht*politischen Eliten haben 1982 einer Partei angehört (Hoffmann-Lange, 1992, S. 158). Die Politisierung ist in den Gewerkschaften (99%), der Verwaltung (68%), den Wirtschaftsverbänden (37%) und den Medien (34%) besonders deutlich. Diese Tendenz ist 1995 (41% parteipolitische Bindung) mit deutlichen sektoralen Unterschieden (besonders geringe Parteizugehörigkeit bei Kultur [10%], Militär [13%] und Wissenschaft [20%]) in etwa gleich geblieben (Schnapp, 1997, S. 116). Hier deutet sich ein effizientes, aber nicht zwingendes Karrieremerkmal an; durch parteipolitische Zugehörigkeit wird der Weg zu informellen Diskussionszirkeln erleichtert.

(9) Schnapp (1997, S. 199) weist noch auf die Möglichkeit der Bedeutung weiterer "integrationsfördernder Strukturen" hin, d.h. der Zugehörigkeit zu bestimmten gesellschaftlichen Vereinigungen (z.B. Rotary Club, Lion's International, Freimaurer Logen); die Zugehörigkeit zu solchen Gruppierungen variiert nach Sektorzugehörigkeit zwischen 12 und 36%. Die Voraussetzungen, daß in diesen Gruppierungen Eliteintegration erfolgt, kann wegen der geringen Überschneidungen zwischen den Sektoren bezweifelt werden; karriereförderlich sind diese Vereinigungen in zumindest mittelmäßiger Weise.

Die Befunde der empirischen Eliteforschung sind heilsam gegenüber schwärmerischen Sichtweisen von Eliten: Hoffmann-Lange (1992, S. 401) stellt aufgrund ihrer empirischen Analyse fest, daß die Elite keine vom Reste der Bevölkerung abgehobene Gruppe darstellt. Die Dichotomie zwischen "Elite" und "Nicht-Elite" oder gar die zwischen "Elite" und "Masse" sollte deshalb zugunsten eines hierarchischen Modells relativer gesellschaftlicher Machtverteilung aufgegeben werden. Das war letztendlich auch anders nicht zu vermuten. Eine investigative Presse, die jeden Tritt und besonders jeden Fehltritt eines potentiellen Elitemitgliedes willig begleitet, und ein Fernsehen, das jede Warze auf der Nase in Großaufnahme deutlich macht (Postman, 1983), erlauben nur eine nüchterne Sichtweise von Eliten.

3. Elitebildung oder Hochbegabtenförderung?

Betrachtet man "Eliten" als die Machtspitzen in den verschiedenen gesellschaftlichen Sektoren, so ist klar, daß man Eliten nicht "bilden" kann. Eliten bilden und rekrutieren sich von selbst. Eliten sind Teil eines gesellschaftlichen Systems, das allenfalls so zu ordnen ist, daß bei seinem Zustandekommen die verfassungsgemäßen Randbedingungen eingehalten werden⁵. D.h., man kann allenfalls die relative Gleichheit der Chancen monieren, solche Positionen zu besetzen, wobei die reale Zugehörigkeit zu einer Elite nach der vorherrschenden

⁵ GG, Art. 3, Abs. 3: "Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden."

meritokratischen Philosophie⁶ Ergebnis eines Leistungserweises sein sollte, worin dieser auch immer bestehen mag.

Eliten lassen sich also nicht bilden; was aber überlegt werden kann, ist, ob man die Voraussetzungen herstellen kann, die idealiter und in einer das Gemeinwesen förderlichen Weise die Personen, die dann um die Spitzenpositionen konkurrieren können, auszeichnen. Moderate Empfehlungen bis hin zu heißblütigen Programmen gibt es manche, einige seien erwähnt. Nach Feger (1988, S. 36f) hat die Suche nach den Begabtesten eine lange Historie:

Bereits Konfuzius (551 - 479 v. Chr.) schlug vor, "göttliche" (d.h. hochbegabte) Kinder systematisch zu suchen und für das Wohl des Staates auszubilden. Plato (427 - 347 v.Chr.) behauptete in seiner "Politeia", es gäbe Menschen mit Beimengungen von Gold, Silber oder Eisen, nur die "goldenen" Kinder seien für die Herrschaft des Staates geeignet (damit meinte er bekanntlich vor allem sich selbst; Popper, 1975).

Der Beispiele sind allerdings vieler, nach denen sich der Spruch, "Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand", nicht so recht bewahrheiten will. Es läßt sich also vielfältig darüber rechten, ob der Aufstieg in eine Elitegruppe tatsächlich durch besondere politische, wirtschaftliche, wissenschaftliche oder soziale Leistungen zustande gekommen ist, oder ob ein geduldiges Sitzfleisch und kluge Anpassungsbereitschaft sowie die Gunst der Stunde dafür die wichtigeren Voraussetzungen sind. Wie an Beispielen leicht zu zeigen wäre, hinkt die Realität hinter dem meritokratischen Dogma her. Wie aber lassen sich optimale Voraussetzungen für diesen Weg in eine Elite herstellen?

3.1 Antworten der Biologie

Ein im letzten Jahrhundert entstandenes und eventuell bis heute noch in den Köpfen nicht weniger Menschen vorhandenes Programm zur Verbesserung der Menschheit bedient sich biologischer Argumentationen. Es sind hier drei Argumentationsrichtungen zu unterscheiden (vgl. Abb. 2): (1) sozialdarwinistische Laissez-faire-Haltung, (2) negative Eugenik und (3) positive Eugenik.

(1) Nach der sozialdarwinistischen Argumentation setzt sich der Starke im Kampf um das Überleben durch; schädlich ist es, in diesen Kampf einzugreifen, denn nur dieser garantiert das Überleben der am besten Geeigneten.

Eine aktuelle Variante dieser Argumentation wird seit einigen Jahren von Richard Herrnstein (1974) vertreten, einen sich bis heute (Herrnstein & Murray, 1994) in Szene setzenden Psychologen der US-amerikanischen Spitzenuniversität Harvard, wobei er in schwer nachzuvollziehbarer Weise die Schlußfolgerung belegen will, daß je stärker die umweltbedingten Unterschiede zwischen Menschen ausgeglichen würden, desto stärker würde die soziale Stellung eines Menschen von den seine Intelligenz determinierenden genetischen Komponenten abhängen. Den weniger

⁶ Michael Young hat angeblich in seinem Werk "The rise of meritocracy" (1958) als erster den Begriff der "Meritokratie" geprägt (Herrnstein, 1973).

Begabten zusätzliche Chancen zu geben, heiße auch, den Begabten Bildungsvorteile vorzuenthalten; er malt dabei auch die Gefahren einer "selective deprivation" der besonders Guten aus (Herrnstein, 1971, S. 122).

(2) Als Beispiel der zweiten Interventionsrichtung sei Sir Francis Galton ("Hereditary Genius")⁷ erwähnt, der als einer der Begründer der "Eugenik" gilt (gr., *eugeneia* - edle Abstammung; Lehre von den Bedingungen, durch die gesunde Nachkommenschaft erzeugt und kranke vermieden wird).

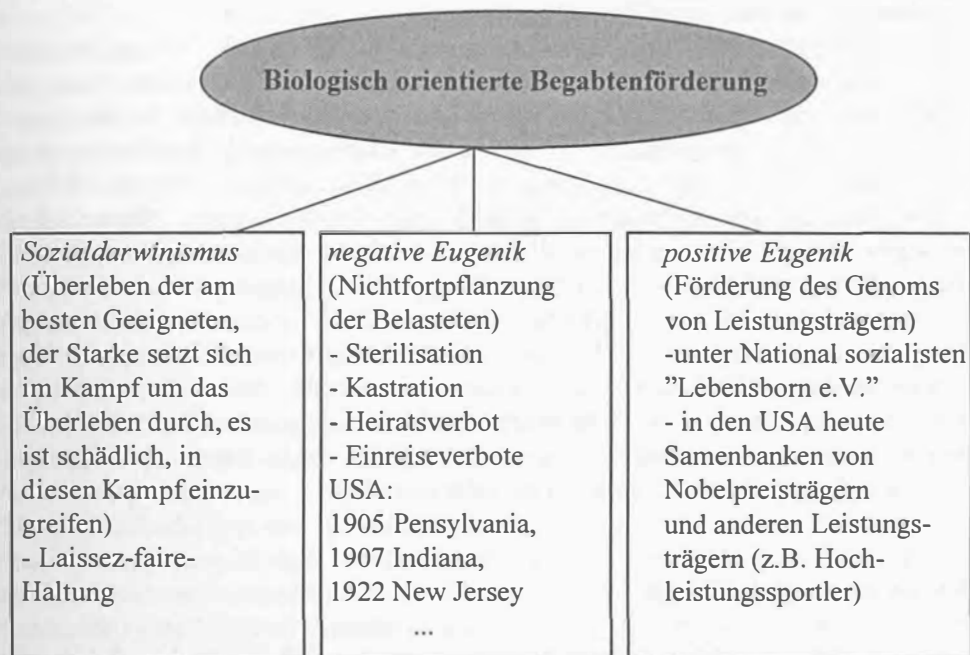


Abbildung 2: Vorschläge zur Begabtenförderung aus biologischer Sicht

Eugenische Maßnahmen können seiner Ansicht nach zur Steigerung der Durchschnittsintelligenz angewandt werden, wobei seine Argumentation geradezu eine moralische Qualität annimmt: Eine Gesellschaft, die aus sozialen und karitativen Gründen in Arme, Kranke oder anderweitig Benachteiligte investiert, verschleudere ihr genetisches Erbe und ihr Entwicklungspotential. Nach der Interpretation Galtons

⁷ Galton (1822 - 1911), ein Vetter von Charles Darwin, dehnte den Evolutionsgedanken auch auf die Entwicklung menschlicher Eigenschaften, insbesondere auf den menschlichen Intellekt, aus. 1882 richtete er in einem Londoner Museum ein kleines Labor ein. In diesem hatten Besucher Gelegenheit, ihre Sinnesstüchtigkeit (Gehör, Sehschärfe, Unterschiedsschwellen ...) gegen eine kleine Gebühr zu messen; er war dabei überzeugt, daß Idioten und Schwachsinnige auf diesen Gebieten schlecht ansprechbar seien (Herrnstein, 1974, S. 13). Dies ist im übrigen eine zwischenzeitlich gut widerlegte Vermutung.

Galton ist auch der Stifter eines Lehrstuhles der Londoner Universität zur Erforschung von Intelligenz (Lehrstuhlinhaber: Robert Spearman, ein ehemaliger Offizier im Burenkrieg, und Sir Cyril Burt, der eine in den empirischen Wissenschaften unverzeihliche Sünde begangen hat, nämlich die Sünde der Daten(ver)fälschung; vgl. hierzu Kamin, 1974).

durch Herrnstein (Herrnstein, 1971, S. 4), sollte Elternschaft kein individuelles Recht, sondern ein soziales Privileg sein.

Diese Botschaft wurde Anfang des 20. Jhdts. zumeist im Sinne negativer Eugenik verstanden und auch praktiziert. Das kann man völlig ungeschminkt mit einem Zitat von Terman (1917), der u.a. Initiator der ersten längsschnittlich angelegten Hochbegabtenstudie ist, deutlich machen: "Wenn wir unseren Staat für eine Klasse von Menschen erhalten wollen, die es wert ist, ihn zu besitzen, müssen wir - so weit es geht - die Fortpflanzung von geistig Degenerierten verhindern." Die Konsequenzen dieser Einstellung liegen auf der Hand, man muß für die Nichtfortpflanzung der Belasteten sorgen oder diese von den Landesgrenzen abhalten, so sie als Einwanderer in das Land kommen wollen. In den USA wurde von diesen Empfehlungen im ersten Drittel dieses Jahrhunderts eifrig Gebrauch gemacht, u. zw. durch legalisierte Sterilisationen und Kastrationen, durch Heirats- und Einreiseverbote (Kamin, 1974).

(3) Eine dritte Antwort aus biologischer Sicht besteht in dem Imperativ, man möge die Weiterverbreitung des Genoms von besonders Begabten fördern - die bekannten Beispiele reichen von dem Projekt "Lebensborn e.V." der Nationalsozialisten bis zu den heutigen, in den USA angelegten Samenbanken von Nobelpreisträgern und anderen Leistungsträgern. Auch diese Position ist nicht ohne reputierte Anhänger.

Diese biologistischen Ideen haben deutliche soziale und gesellschaftliche Konsequenzen, auch hierbei muß man sich mit der Dichotomie Chancengleichheit vs. Auslese⁸ auseinandersetzen oder überlegen, ob dadurch die Ideale der Aufklärung bzw. humane und demokratische Grundüberzeugungen (wie die in der UN-Menschenrechtskonvention oder in vielen Verfassungen kodifizierte Menschenrechtswürde) am Ende außer Kraft gesetzt werden. Was auch immer aus dieser Richtung an Versprechungen (z.B. Gentherapie) auf die Menschheit zukommen wird, die Erfahrungen mit der gesellschaftlichen Anwendung der gerade aktuellen biologischen Lehren haben gezeigt, daß man gegenüber diesen Empfehlungen sehr zurückhaltend sein sollte.

3.2 Begabtenförderung im schulischen Bildungssystem

Eine für die Gegenwart charakteristische Grundüberzeugung ist die der Herstellbarkeit und Machbarkeit. Will man sich aus guten Gründen nicht auf die Wege biologistischen Denkens einlassen, so verbleibt das Bildungssystem und die in der Schule praktizierten Fördermöglichkeiten als Mittel zur "Verbesserung des Menschen".

In Deutschland hatte sich zu Beginn des 20. Jhdts. am "Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie" des Leipziger Lehrervereins ein Ausschuß für Begabungsforschung gebildet. 1917 sollten Möde, Piorkowski und Wolff die besten der in Berlin zu den Volksschulen angemeldeten Kinder aussuchen. 1925 wurde die

⁸ Über die mit dem Begriff der Chancengleichheit verbundenen Paradoxien informiert Heid (1988).

Studienstiftung des deutschen Volkes zur Förderung besonders Begabter gegründet. Während der NS-Zeit kamen diese Bemühungen zum Erliegen, da andere Kriterien (körperliche, charakterliche und völkische Eignung) als wichtiger erachtet wurden. Nach dem 2. Wk. waren vor allem in der DDR Spezialschulen für besonders begabte Kinder vorhanden (Mathematik-Klassen). Nachdem sich Ende der 60er und über die 70er Jahre die pädagogisch-psychologische Forschung häufig mit Fragen der spezifischen Förderung leistungsschwacher Kinder, des Chancenausgleichs durch Gewährung besonderer Chancen etc. beschäftigt hat, rückte in den 80er Jahren die Förderung besonders begabter Kinder wieder in den Blickpunkt der Überlegungen. 1975 hat die erste weltweite Tagung über hochbegabte Kinder in London stattgefunden und seitdem intensivierte sich die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Thema.

Schon bald stellte sich aber heraus, daß es in einem alltagspsychologischen Sinn leicht ist, von "Begabung" oder gar "Hochbegabung" zu sprechen, daß es aber sehr schwierig ist, dafür ein verbindliches Begriffsverständnis zu entwickeln. Die Frage, wie das Phänomen der Hochbegabung beschrieben werden kann, hat in der Psychologie und Pädagogik auch unterschiedlichste Beantwortungen gefunden (Feger, 1988, S. 33):

So hat man z.B. 1917 unter den sog. Hochbegabtschulen die Realschulen und Gymnasien verstanden, eine Kategorisierung, die man heute angesichts der zunehmend größeren Anteile, welche diese Schulen an der SchülerInnenschaft einnehmen, kaum mehr akzeptieren wird. Als weiterer Vorschlag wurden Kinder mit einem IQ größer als ein bestimmter Schwellenwert als "hochbegabt" ausgewählt. Nach den empirischen Befunden zeigt die so definierte Gruppe hochbegabter Kinder keinerlei Defizite in bezug auf körperliche, soziale, psychische oder motivationale Eigenschaften, zumeist waren sie sogar besser ausgestattet als intelligenzniedrigere Kontrollgruppen. Diese auf Terman zurückgehende Hochbegabtsdefinition mag etwas eng erscheinen, ist aber methodisch relativ klar: Als hochbegabt wird das oberste 1% der mit einem Test für allgemeine Intelligenz untersuchten Kinder bezeichnet. Terman konzidierte zwar, daß Intelligenzleistungen keine hinreichende Bedingung für höchste Leistungen sind (hinzukommen müßten nichtkognitive Persönlichkeitsmerkmale, z.B. Selbstvertrauen, und auch soziale Bedingungen), die Intelligenzkomponente sei aber der unverzichtbare Ausgangspunkt. Auch an mehrdimensionale Hochbegabtskonzeptionen gibt es keinen Mangel. Hierbei werden neben intellektueller Begabung noch andere Persönlichkeitsaspekte in die Definition der Hochbegabten hineinzunehmen versucht (Heller & Hany, 1986).

Was aber ist im schulischen Kontext zu leisten? Nach Feger (1987) sind drei organisatorische Möglichkeiten zur Förderung hochbegabter Kinder denkbar:

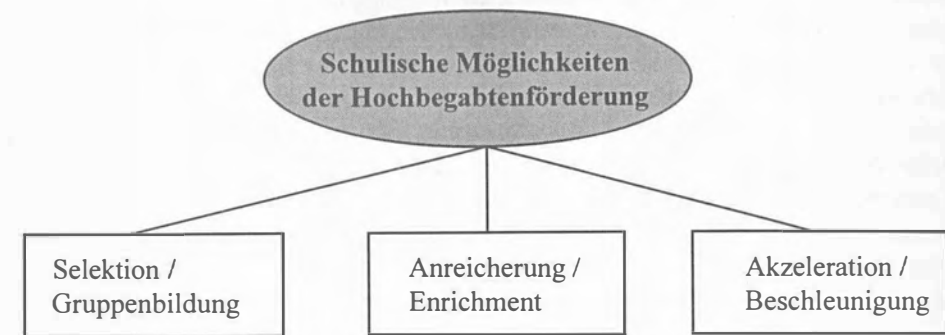


Abbildung 3: Vorschläge zur Begabtenförderung im Schulsystem

- *Selektionsprogramme - Gruppenbildung*: Hochbegabte Kinder werden zusammengefaßt und nehmen in speziellen Schulen oder Klassen an Fördermaßnahmen, die auf sie zugeschnitten sind, teil (z.B. Sonderklassen, Sonderschulen für Hochbegabte, oft mit Internatsbetrieb gekoppelt).

- *Anreicherung (Enrichment)*: Hierbei werden zusätzlich Unterrichtsinhalte vertieft bzw. inner- und außerschulische Wissensgebiete neben dem üblichen Unterricht für die hochbegabten SchülerInnen erschlossen (z.B. Zusatzfächer, Sommerkurse). Außerschulische Enrichment-Programme scheinen sich besser bewährt zu haben als innerschulische Maßnahmen. Die Last wird dabei aber den Eltern aufgebürdet.

- *Akzeleration*: Dem Kind wird durch Früheinschulung, Überspringen von Schulklassen oder partieller Teilnahme am Unterricht in höheren Klassen, der Universität oder in Konservatorien ein auf seine beschleunigte (kognitive) Entwicklung bzw. spezielle Begabung (in musischer oder sportlicher Hinsicht) hin angepaßtes Unterrichtsangebot gemacht.

Diese prinzipiell denkbaren Maßnahmen haben auf der anderen Seite die Segregations-Integrations-Diskussion wieder angefaßt. Eine empirisch entscheidbare Lösung (etwa der Art, daß Methode A Methode B überlegen ist) scheint derzeit nicht vorzuliegen. Nach Rost (1991, S. 65) ist die schulpolitische Auswirkung der Hochbegabtsüberlegungen darin zu liegen, daß die Begabungsförderungsdiskussion der 60 und 70er Jahre wieder aufgenommen wird; letztendlich führt diese Diskussion wieder zurück zur Frage nach allgemeinen Maßnahmen zur Verbesserung des Schulsystems.

3.3. Die Universität als Institution zur Förderung Hochbegabter

Trotz oder gerade wegen der Diskussion, die mit den Stichworten "Akademikerschwemme" und "akademisches Proletariat" gekennzeichnet ist, muß man fragen, welche Fördermöglichkeiten die Universitäten bieten. Dabei sollte man nicht die Augen davor schließen, daß die Universitäten je nach politischer

Großwetterlage für die unterschiedlichsten Zwecke instrumentalisiert wurden und werden. Frühwald (1998, S. 229) meint sogar, die Universitäten wurden in West und Ost sogar zum "gesellschaftlichen Lastesel" degradiert. Die Politik hatte es dabei nicht unbedingt schwer, denn für alle diese Instrumentalisierungen findet man in professoralen Kreisen Mittäter⁹, besonders unter denen, die sich von den zentralen Aufgaben der Forschung und Lehre verabschiedet haben und nun als papierene Gremientiger ein elendiges Dasein fristen, das sie aber sich selbst durch den Glanz einer gelungenen Intrige zumindest kurzfristig vergessen machen wollen. Dieser Zustand ist durch Schwanitz' (1995) "Campus" treffend beschrieben; es wäre aber ein grundlegender Irrtum, daß mit diesem Roman nur die Universität Hamburg gemeint sein könnte - der Campus ist überall¹⁰.

Aber abgesehen von diesen beliebig fortsetzbaren Lamentos: Welche Möglichkeiten sind im Rahmen der Universität gegeben?

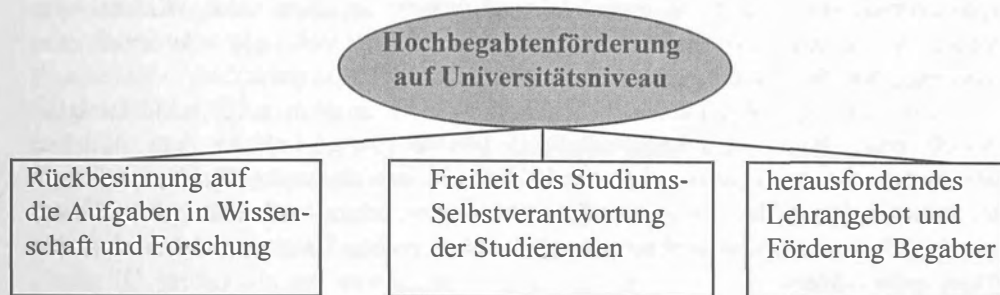


Abbildung 4: Vorschläge zur Begabtenförderung auf universitärem Niveau

(1) Die Universität ist eine Institution, in der Lehrende und Lernende an einer Aufgabe zusammenwirken, nämlich an dem Bau des Gebäudes der Wissenschaft. Die Wissenschaften sind dabei als Satzsysteme (= Theorien) zu verstehen, für die nach den Kriterien der jeweiligen Disziplin ein Wahrheitsanspruch erhoben werden kann. Da bekanntlich nichts so praktisch ist wie eine gute Theorie, können durch diese Arbeit auch beste Voraussetzungen für eine Tätigkeit in einem Praxisbereich erworben werden.

Abgesehen von allfälligen innerbetrieblichen Schwächen ist es auch hier wieder so, daß diese Zielsetzung der Universität von außen in Frage gestellt wird. Die möglichst schnelle Verwendbarkeit in einem Beruf soll jetzt mehr betont werden, und dieser Zielsetzung wird vieles geopfert. Vor allem aber das Qualifikationssystem von Diplom / Magister zur Promotion und zur Habilitation, das sich in Deutschland und anderen europäischen Ländern herausgebildet hat, steht zur Zeit auf der Kippe.

⁹ Frühwald (a.a.O.) macht aber auch deutlich, daß diese speichelleckerische Nachgiebigkeit den Universitäten nicht zum Vorteil gereichte: "Ihre Nachgiebigkeit wurde ihr - nach einer Frist von jeweils zehn Jahren - auf der Negativseite verbucht, weil ... unter der Fülle der Aufgaben das Gesicht der Universität unkenntlich geworden ist."

¹⁰ Frühwald (1998, S. 232): "die Universität ... (ist) besonders anfällig für Intrige, Streit und Eitelkeit".

Für Bachelor- und Masters-Degrees wird mit Finanzprämien gelockt, angeblich weil dies die Europäisierung der Bildungsabschlüsse fordert und kürzere Durchlaufzeiten ermöglicht.¹¹

Ebenso werden die Grenzen zwischen Universitäten und Fachhochschulen mit System verwischt. Statt eines differenzierten tertiären Bildungssystems soll ein Einheitsbrei an Hochschulabschlüssen entstehen. Die geplante Ausstattung der Fachhochschulen mit dem Promotionsrecht ist ein Indiz dafür. Die Abnehmer (z.B. Wirtschaft oder soziale Organisationen) sind sowieso nicht mehr in der Lage oder auch gar nicht bereit, zu differenzieren, noch dazu wenn ein Mitarbeiter mit einem ähnlich klingenden Titel zu wesentlich günstigeren Konditionen eingekauft werden kann.

(2) Die ganze studentische Population hat das Recht als "begabt" angesehen zu werden. Alle Studierenden haben die Eingangshürde genommen und sind nach den geltenden Konventionen als "reif" für weitere Bildung anzusehen. Zu dieser Reife gehört auch Selbstverantwortung, d.h. der einzelne kann und muß in dem gegebenen Universitätssystem das wählen, was ihn am besten vorwärts bringt. Die Kriterien für dieses "Vorwärts" kann der Student in einem gewissen Rahmen selbst festlegen (möglichst kurze Studienzeit, möglichst einfache Lehrveranstaltungen, um ein "Schein"-studium zu absolvieren vs. der Wahl anspruchsvoller Aufgaben in bezug auf Haupt- und Nebenfächer, der Lehrveranstaltungen und des Themas der Qualifikationsarbeit). Auch dieses Recht auf die Freiheit des Studiums wird durch diverse Verdummungs- und Infantilierungsmaßnahmen beschnitten, ohne daß die Betroffenen dies merken (Forderung nach besserer Studierbarkeit eines Faches, Abbau von Leistungsanforderungen etc.).

(3) Was die an der Universität Lehrenden zentral machen können, ist schlicht das, nämlich für ein herausforderndes Lehrangebot zu sorgen. Herausfordernd heißt, in angemessener Schwierigkeit und in entsprechend motivierender Weise. Hilfestellungen dafür könnten zwar aus dem Bereich der Hochschuldidaktik kommen - das ist aber nicht der Fall, da die Universitäten Organisationen sind, die für ihre Mitarbeiter auch nicht die mindeste Verantwortung wahrnehmen. Im Grunde heißt dies, daß alles hier Machbare der Initiative des oder der einzelnen Lehrenden überlassen bleibt. Glücksfälle wird es deshalb ebenso häufig geben wie massive Reinfälle.

Für besonders begabte Studierende kann ein(e) Professor(in) über universitäre Stellen (angefangen von studentischen Hilfskräften bis hin zum Oberassistenten) die Möglichkeit eröffnen, sich vertieft, zumindest über eine gewisse Zeit, in seine Disziplin zu vertiefen. Fehlermöglichkeiten sind in zweierlei Weise gegeben: durch subjektive Faktoren auf Seite des Auswählenden (mangelnde Validität des Entscheidungskriteriums) und durch Probleme, die in einer Entscheidung selbst liegen.

¹¹ Dabei vergißt man, was ein US-amerikanischer Bildungspolitiker einmal gesagt hat, nämlich "das Bachelor-Degree sollte der Beleg dafür sein, daß sein Empfänger auch das lesen kann, was auf der Urkunde steht." Dies scheint nun auch in Europa das Bildungsziel der ersten universitären Abschlusses zu sein.

Damit soll angedeutet sein, daß auch außerwissenschaftliche Überlegungen (d.h. daß im Sinne eines Begabtenkonzepts ein wenig valides Kriterium verwendet wird) eine Rolle spielen können (z.B. wer unter den Studierenden hat sich ein Know-How angeeignet, durch das der Entscheider am besten entlastet wird, bis hin zu der Überlegung, Leute einzustellen, für die zwar keine Verwendung gegeben ist, durch deren Einstellung man aber die jeweiligen Töpfe ausschöpfen will, die einem zugeordnet sind).

Jede Auswahlentscheidung ist zudem aus sachlogischen Gründen mit Fehlern behaftet (vgl. Tab. 2). Die möglichen Fehler bestehen darin, daß ein tatsächlich Begabter als nicht begabt diagnostiziert wird (Fehler erster Art) oder daß ein Nicht-Begabter als begabt eingestuft wird (Fehler zweiter Art). Die Häufigkeit dieser Fehlermöglichkeiten hängt ab von den tatsächlichen Unterschieden zwischen den Begabten und Nicht-Begabten auf der einbezogenen Kriteriumsdimension (Validität des verwendeten Maßes oder der Tests) und dem festgelegten Cut-Off-Wert ab (wann entscheide ich mich für den einen oder den anderen, wobei bei Minimierung des ersten Entscheidungsfehlers der andere ansteigt). Welche Fehler man eher in Kauf zu nehmen bereit ist, hängt wiederum von den Kosten einer Fehlentscheidung bzw. dem Nutzen einer Richtig-Entscheidung ab. Mit beiden Fehlern muß man aber leben und man sollte sich immer vor Auge halten, daß jede getroffene Wahl auch eine möglicherweise kostspielige Fehlentscheidung bedeuten kann. Das Übersehen besonders Begabter fällt bedauerlicher Weise nie auf, die Auswahl wenig Geeigneter kann aber einen langen Leidensdruck hervorrufen.

Im universitären Rahmen sind noch weitere Förderungsmöglichkeiten gegeben, die man seinen Studierenden und Mitarbeiter(inne)n angedeihen lassen kann: Stipendien, Preise, Reisekostenzuschüsse für Kongreßeinladungen, Vermittlung zu Fortbildungsveranstaltungen (auch Auslandsstudium), Vermittlung von Kongreßreferaten oder von Publikationen. Hinweise auf die diversen Hochbegabtenförderungsstiftungen gehören auch hierzu. Allerdings sind auch hier die gleichen verzerrenden Einflüsse denkbar: Die Person des Vorschlagenden kann sich durch eine einem anderen zugeordnete Förderung oder Ehrung selbst geehrt fühlen; das Gieren nach Preisen für seine eigenen Leute kann zum Ersatz für eigene wissenschaftliche Leistung werden. Zudem sind - da hier die Validitätskriterien nicht empirisch geprüft werden - die angesprochenen Fehlermöglichkeiten auch nicht korrigierbar. Der Fortuna eröffnet sich also wieder ein weiter Handlungsspielraum.

Tabelle 2: Fehler bei Entscheidungen

<i>Reale Verhältnisse</i>	<i>Entscheidung</i>	
	Hochbegabt	Nicht-Hochbegabt
Hochbegabt	A	B
Nicht-Hochbegabt	C	D

Alles in allem, durch die Struktur der Bildungsinstitutionen und durch die Tätigkeit der in diesen Institutionen Wirkenden können die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, daß sich viele auf dem Weg in eine Elite machen können. Das propagierte meritokratische Prinzip wird, wie Befunde aus der empirischen Eliteforschung gezeigt haben, zumindest partiell honoriert werden. Jeder Absolvent des Bildungssystems stellt, um ein Bild Karl Poppers (1989) zu verwenden, eine Hypothese über die für eine Karriere wichtigen Voraussetzungen dar; eine solche Hypothese kann durch das Leben verifiziert und falsifiziert werden.

Für das Erreichen der Elitepositionen müssen aber neben günstigen Startbedingungen noch viele weitere Gegebenheiten zusammentreffen. Nicht zu denken ist dabei an die Tugendkataloge, die in diesem Kontext gerne propagiert werden (z.B. enthalten die Empfehlungen des Wissenschaftsrates [1981, S. 3] eine ganze Litanei solcher wohlklingender Tugenden, wie Offenheit, Übernahmbereitschaft von Verantwortung¹², Disziplin, Leistungswille ...). Es sind vielmehr zahlreiche situationale Umstände, die Erfolg oder Mißerfolg bedeuten können; man denke an Bill Gates, der als Inbegriff des erfolgreichen Genies gehandelt wird, obwohl sein Genie nicht zuletzt darin bestand, zur rechten Zeit das Computerbetriebssystem Q-DOS einer Garagenfirma günstig zu erwerben. Die Geschichte der Wissenschaft ist voll mit ähnlichen Berichten darüber, daß geistiges Eigentum gerade nicht seinen Schöpfern zugute kam (Broad & Wade, 1984). In diesem Sinn ist das Erreichen einer Eliteposition nicht planbar, aber Voraussetzungen i. S. der Förderung vermeintlich Begabter, können geschaffen werden.

¹² Man vergleiche hierzu die von Heid (1991, 1995) vorgelegten kritischen Analysen zum Thema "Erziehung zur Verantwortungsbereitschaft".

Literatur

- Broad, W. & Wade, N. (1984). *Betrug und Täuschung in der Wissenschaft*. Basel: Birkhäuser.
- Bürklin, W. (1997). Die Potsdamer Elitestudie von 1995: Problemstellungen und wissenschaftliches Programm. In W. Bürklin & H. Rebensdorf (Hrsg.), *Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration* (S. 11-34). Opladen: Leske + Budrich.
- Bürklin, W. & Rebensdorf, H. (Hrsg.). (1997). *Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration*. Opladen: Leske + Budrich.
- Eiben, J. (1992). Kirche und Religion - Säkularisation als sozialistisches Erbe. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend '92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland*, Bd. 2 (S. 91-104). Opladen: Leske + Budrich.
- Eisermann, G. (1962). *Vilfredo Paretos System der allgemeinen Soziologie*. Stuttgart: Enke.
- Erlinghagen, K. (1965). *Katholisches Bildungsdefizit in Deutschland*. Freiburg: Herder.
- Feger, B. (1988). *Hochbegabung. Chancen und Probleme*. Bern: Huber.
- Frühwald, W. (1998). Athen aus Alexandria zurückerobert. Bildung im Informationszeitalter. *Forschung & Lehre*, 5, 228-232.
- Heid, H. (1995). Verantwortungsbereitschaft als Ziel beruflicher Qualifizierung - Beobachtungen und Hypothesen. In E.-H. Hoff & L. Lappe (Hrsg.), *Verantwortung im Arbeitsleben* (S. 38-63). Heidelberg: Asanger.
- Heid, H. (1991). Problematik einer Erziehung zur Verantwortungsbereitschaft. *Neue Sammlung - Vierteljahres-Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft*, 31, 459-481.
- Heid, H. (1988). Zur Paradoxie der bildungspolitischen Forderung nach Chancengleichheit. *Zeitschrift für Pädagogik*, 34, 1-17.
- Heller, K.A. & Hany, E.A. (1986). Identification, development and analysis of talented and gifted children in West Germany. In K.A. Heller & J.F. Feldhusen (Eds.), *Identifying and nurturing the gifted* (pp. 67-82). Toronto: Huber.
- Herrnstein, R. J. (1971). *I.Q. in the meritocracy*. Boston: Little, Brown & Co. (deutsch 1974, eine im Vergleich zum Original gekürzte Version: *Chancengleichheit - eine Utopie? Die IQ-bestimmte Klassengesellschaft*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Herrnstein, R. J. & Murray, C. (1994). *The bell curve. Intelligence and class structure in american life*. New York: The Free Press.
- Hoffmann-Lange, U. (1992). *Eliten, Macht und Konflikt in der Bundesrepublik*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kamin, L. J. (1974). *The science and politics of I.Q.* Maryland: Lawrence Erlbaum (deutsch 1979: *Der Intelligenzquotient in Wissenschaft und Politik*. Darmstadt: Steinkopff).
- Mühlmann, W. E. (1952). Aspekte einer Soziologie der Macht. *Archiv für Recht- und Sozialphilosophie*, 40, 84-114.
- Popper, K. R. (1975¹). *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde* (2 Bde.). München: Francke.
- Popper, K. (1989²). *Logik der Forschung*. Tübingen: Mohr.
- Postman, N. (1983). *Das Verschwinden der Kindheit*. Frankfurt: Fischer.
- Rost, D.H. (1991). Identifizierung von "Hochbegabung". *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 23, 197-231.
- Schelsky, H. (1975). *Die Arbeit tun die anderen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schnapp, K.-U. (1997). Soziale Zusammensetzung von Elite und Bevölkerung - Verteilung von Aufstiegschancen in die Elite im Zeitvergleich. In W. Bürklin & H. Rebensdorf (Hrsg.), *Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration* (S. 69-99). Opladen: Leske + Budrich.
- Schwanitz, D. (1995). *Der Campus*. Frankfurt: Eichborn.
- Solms, M. E. Graf zu (1956). *Analytische Gesellungslehre*. Tübingen: Mohr.
- Stammer, O. (1951). Das Eliteproblem in der Demokratie. *Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft*, 71, 513-540.
- Sterbling, A. (1987). *Eliten im Modernisierungsprozeß. Ein Theoriebeitrag zur vergleichenden Strukturanalyse unter besonderer Berücksichtigung grundlagentheoretischer Probleme*. Unveröff. Diss., Universität der Bundeswehr Hamburg.
- Terman, L. M. (1917). Feeble-minded children in the public school of California. *School and Society*, 5 (zit. n. Kamin, 1979).
- Tröger, W. (1964). *Elitenbildung. Überlegungen zur Schulreform in einer demokratischen Gesellschaft*. München: Reinhardt.
- Wildenmann, R. (1968). *Eliten in der Bundesrepublik. Maschinenlesbares Codebuch*. Köln: Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung (ZA-Nr. 1138).
- Wissenschaftsrat (1981). Empfehlung zur Förderung besonders Befähigter. *Loccumer Protokolle*, 15, 161-179.
- Young, M. (1958). *The rise of meritocracy*. Baltimore: Penguin.